

Buchbesprechungen

Günter Neumann: *Glossar des Lykischen*. Überarbeitet und zum Druck gebracht von Johann Tischler. Wiesbaden, Harrassowitz Verlag, 2007. LXXXI + 435 S. (Dresdner Beiträge zur Hethitologie, Bd. 21). ISBN 978-3-447-05481-2. Geb. 98,- €.

Im Jahr 2007, dem Jahr des zweiten Todestags von Günter Neumann am 24.01.2005, ist das *Glossar des Lykischen* erschienen, für das er selbst die bezeichnende Abkürzung „*GLyk*“ vorgeschlagen hat. Dieses durch die verdienstvolle Arbeit von Johann Tischler zu einem raschen Abschluss gebrachte Glossar blickt auf mindestens 40 Jahre Entstehungsgeschichte zurück. Bereits Anfang der 60er Jahre hatte Neumann seine Arbeit daran begonnen, offenbar parallel zu seiner grundlegenden grammatischen Darstellung *Lykisch* im Handbuch der Orientalistik (Abt. 1, Bd. 2, Abschn. 1/2, Lieferung 2, Betrag 4, Leiden 1969, S. 358-396). Der hohe eigene Anspruch Neumanns an dieses Glossar, ebenso wie anhaltende Neufunde, verhinderten einen Abschluss des Glossars zu Lebzeiten, denn Neumann hatte sich zum Ziel gesetzt, nicht nur alle Primärquellen zu erfassen, sondern auch die Sekundärquellen vollständig zu verwerten und arbeitete so bis zuletzt an Detailfragen weiter. Über 50 Spezialaufsätze sind daraus hervorgegangen. Wir haben mit dem *GLyk* somit einen nicht unbeträchtlichen Teil des umfangreichen wissenschaftlichen Erbes Günter Neumanns vor uns.

Kurz vor seinem Tode betraute Günter Neumann dann Johann Tischler mit der Aufgabe der Fertigstellung des Glossars. Die Zusammenarbeit der beiden Wissenschaftler hat dabei eine lange Tradition, vgl. beispielsweise Neumanns Beiträge zu dem seit 1977 erscheinenden Fortsetzungswerk *Hethitisches Etymologisches Glossar* sowie Tischlers Herausgeberschaft von *Serta Indogermanica*, der Festschrift für Günter Neumann zum 60. Geburtstag (Innsbruck, 1982). Mit Johann Tischler hat Günter Neumann einen feinfühligsten Herausgeber gefunden, der die Veröffentlichung ganz im Sinne Neumanns vorangetrieben und schnell zum Abschluss gebracht hat.

Der perfektionistische Anspruch Neumanns und der inhärent wissenschaftsgeschichtliche Ansatz des Glossars gestaltete die Aufgabe des Herausgebers nicht einfach. Neben formalen Vereinheitlichungen (v.a. der Literaturzitate) und Vervollständigungen (v.a. der Bibliographie) sowie der Beseitigung verschiedener Inkonsistenzen entschloss sich Tischler auch zu inhaltlichen Ergänzungen: Er fügte Passagen des Primärtextes ein (zur besseren Beurteilung der zahlreichen Hapages legomena und der Segmenierung umstrittener Zeichenketten), übersetzte hethitisches Wortmaterial und arbeitete das lykische Wörterbuch *A Dictionary of the Lycian Language* von H. Craig Melchert (Ann Arbor/ New York, 2004²) mit ein, das Neumann zwar schon vorgelegen hatte, das er aber nicht mehr selbst hatte mit aufnehmen können.

Das Glossar ist wie folgt aufgebaut: Nach Vorworten von Herausgeber (S. VII) und Autor (S. XI) folgt eine ausführliche Einleitung (S. XI-XVI) des Autors mit Vorbemerkungen zur Transkription, zur Bibliographie, zum Wörterverzeichnis und zur benutzten alphabetischen Ordnung, i.e. a ã b d e ê g h ç i j k l m ñ n ñ p q r s t θ τ u w z <> K (anders Melchert, 2004 in folgenden Punkten: *dd* gesondert nach *d* gestellt, *ç* zwischen *w* und *z*, *τ* ohne eigene Auflistung), zum Aufbau der einzelnen Artikel im Wörterverzeichnis sowie der Strukturierung der einzelnen Lemmata. Die nächsten fünfzig Seiten (S. XVII-LXVII) bieten eine Bibliographie des Lykischen seit 1899. Des

Weiteren ist ein Verzeichnis allgemeiner Abkürzungen (S. LXIX-LXXI) und ein Abkürzungsverzeichnis von Zeitschriften- und Büchertiteln (S. LXXIII-LXXXI) angefügt. Das eigentliche Glossar umfasst im Anschluss 453 Seiten und listet die Lemmata rein alphabetisch auf, wobei eine Unterteilung in Lykisch A, Lykisch B (d.h. TL 44c,32 ff. und TL 55) und Personennamen nicht vorgenommen wird (anders Melchert, 2004). Lemmata mit korruptem Anlaut sind in einem eigenen Wörterverzeichnis gesondert hintenan gestellt (S. 443- 453).

Das berücksichtigte Sprachmaterial umfasst die in Kalinkas *Tituli Lyciae* (Wien, 1901) edierten Inschriften und die in *Neufunde lykischer Inschriften* (Wien, 1979) von Neumann selbst edierten Inschriften N 301-323. Dazu kommt das seither von Laroche und Bousquet edierte Material sowie neue Münzfunde.

Angesichts des Bearbeitungszustandes des Lykischen stellt sich die berechtigte Frage, was überhaupt als Lemma gewertet werden kann: Die sog. Komplexe, d.h. Einheiten, die durch lykische Worttrenner voneinander getrennt sind (und aus Ketten von Konjunktionen, Pronomina und Partikeln bestehen können), werden als Einzelemmata aufgeführt (vgl. *sedetti*-, S. 315), wobei unterschiedliche Interpretationsvorschläge im Anschluss diskutiert werden. Das Adjektivum genetivale wird nicht unter dem Grundwort verzeichnet, sondern als eigens flektierende Einheit gesondert angeführt (anders Melchert, 2004). Daneben werden alle belegten oder erschließbaren Einzelformen einzeln aufgelistet, so auch die Bestandteile erschlossener Partikelketten (vgl. *sedetti* daneben in Einzelbestandteilen unter *se (e) de* und *ti*). Auch Abkürzungen auf Münzlegenden werden gesondert aufgeführt, sofern sie aus mehr als einem Buchstaben bestehen. Weiterhin sind die Nominal- und Verbalstämme mit erfasst, die sich aus lykischen Namen der griechischen und epichorischen Denkmäler erschließen lassen (vgl. bspw. **mu-* / **muwa-*, S. 224f.).

Während Melcherts *A Dictionary of the Lycian Language* (2004) als Wörterbuch fungiert und in dieser Funktion neben einer Übersetzung der Lemmata die Belegstellen umfassend auflistet, gegebenenfalls einen kurzen Kommentar in Petitdruck anfügt, so dass es mit 138 Seiten auskommt, erfüllt Neumanns *Glossar des Lykischen* (2007) neben den herkömmlichen Wörterbuchfunktionen – dem Titel entsprechend – auch umfassende kommentierende und erklärende Funktionen, nicht ohne einen Einblick in die Geschichte der Erforschung des Lykischen zu geben. Die einzelnen Lemmata sind folgendermaßen aufgebaut: In der ersten Zeile jedes Lemmas finden sich Lemma und – soweit bekannt – Bestimmung und Übersetzung, z.B. *esedeñne/i* Subst. „Blutsverwandtschaft“ (S. 76). Die folgenden Zeilen listen die belegten Kasusformen mit der genauen Belegstelle auf, falls funktional erklärend um die gesamte Textstelle erweitert, z.B. Dat. Sg. *esedeñnewi* 39,3 (*hrppi esedeñnewi çñnahi ehbiehi*), wo der Dativ von der Präposition *hrppi* abhängt. In einem weiteren Abschnitt folgen unterschiedliche Übersetzungs- und Interpretationsansätze, im Beispiel *esedeñne/i* erstreckt sich dieser Abschnitt bspw. über 15 Zeilen, denen weitere zehn Zeilen zur Diskussion der Wortbildung folgen. Der nächste Abschnitt mit acht Zeilen stellt Neumanns eigenen Erklärungsvorschlag vor. Am Ende fast jedes Lemmas findet sich – eingeleitet von „Vgl. →“ – ein Verweis auf andere, in diesem Zusammenhang wichtige Lemmata. Besonders hilfreich ist Neumanns Glossar in Fällen, wie dem Verb *alaha-* (S. 10ff.), dessen Bedeutung und Etymologie weitgehend unklar sind. Nach der Klassifizierung als Verbalstamm sowie der Auflistung der Belegstellen folgt ein Umschreibungsversuch von Bedeutung und Funktion: „Dies transitive Verb tritt (als Simplex) meist in den Relativsätzen auf, die die Protaseis der Verbotsformel bilden, bezeichnet also etwas dem Grabherrn Unerwünschtes (...).“ Darauf folgen dann – wie bereits im Beispiel *esedeñne/i* – die bisher vorgeschlagenen Bedeutungsansätze sowie eigene Ergänzungen und Kommentare, bevor die Diskussion der Wortbildung beginnt. Es ist also nun ohne

endlose Recherchearbeit an den Primärquellen möglich, einen Überblick über die Belegsituation und deren Beschaffenheit zu gewinnen.

Wie in jedem Druckerzeugnis finden sich auch hier Druckfehler und Inkonsequenzen: Die meisten ergänzt das lesende Auge automatisch – wie „lyk Texte“ zu „lyk. Texte“ (S. XIV), „ware gewesen“ zu „wäre gewesen“ (S. X) oder unter *:mere:* (S. 208) „Purale tantum“ statt „Plurale tantum“. Dass *epi* (S. 59) als „Praeverb“ analysiert ist neben sonstigem „Präverb“ stört ebenfalls nicht. An anderen Stellen entstehen dadurch leider Unklarheiten – wie bei der Angabe der alphabetischen Reihenfolge (S. XIII), wo *m* auf *m* folgt, eigentlich aber das zweite *m* als nasaliertes *m̃* gekennzeichnet sein müsste. In der Auflistung der alphabetischen Reihenfolge ist außerdem *τ* vor *θ* gelistet, während sich im Glossar *θ* vor *τ* befindet.

Dass dieses über einen langen Zeitraum gewachsene Werk noch in alter Rechtschreibung erschienen ist, irritiert zwar das schnelle Auge, ist aber weder dem Autor noch dem Herausgeber zur Last zu legen.

Dem Fachmann ermöglicht dieses Werk einen schnellen und umfassenden Einblick in die wissenschaftliche Diskussion und erspart so langwierige Recherchen in oft nur schwer zugänglichen Zeitschriftenbänden. Dem Einsteiger hilft es wahrscheinlich eher auf den zweiten Blick, indem es über eine – bei Trümmersprachen ohnehin problematische – Wörterbuchfunktion hinausgeht und meist die Argumentationen beleuchtet, die zu den Ergebnissen geführt haben. Dadurch kann der Benutzer schnell, umfassend und übersichtlich ein Bild vom gegenwärtigen Stand des Lykischen gewinnen. Durch diese „Zusammenfassung“ der gegenwärtigen Forschungssituation dürfte Neumanns Wunsch, durch sein Glossar die Weiterarbeit an den lykischen Texten zu fördern (S. IX), eine optimale Ausgangssituation bekommen haben. Dieser umfassende Einblick in Literatur und Fachdiskussion zum Lykischen scheint um so bedeutender, da durch die augenblickliche Umstrukturierung der deutschen (und europäischen) Hochschulen ein umfassendes Lehrangebot für diese Sprache nicht mehr gewährleistet werden kann. Bücher dieser Art lassen hoffen, dass das ebenso spezielle wie umfassende Wissen sprachwissenschaftlicher und philologischer Natur den Schritt in dieses Jahrtausend schaffen kann. Zum Glück hat Neumann uns dieses Glossar hinterlassen, zum Glück hat Tischler es mit Bedacht zur Veröffentlichung gebracht – zum *GLyk* kann man da nur sagen!

Historisch-Vergleichende Sprachwissenschaft
 Institut für Linguistik
 Universität zu Köln
 D-50923 Köln
e-mail: alexandra.daues@uni-koeln.de

Alexandra Daues

Klaeber's Beowulf Fourth Edition. Herausgeber: R. D. Fulk, Robert E. Bjork, John D. Niles. CXC + 497 Seiten. Toronto, Buffalo, London: University of Toronto Press, 2008. Geb. 100,- \$.

Frederick Klaeber (1863-1954) verbrachte seine aktive Berufslaufbahn an der University of Minnesota, USA. Nach der Emeritierung lebte und lehrte er ab 1931 in Berlin. Sein Haus in Berlin mit der gesamten Bibliothek fiel den Bomben zum Opfer. Trotz der materiellen Schwierigkeiten, die ihm widerfuhren, war er praktisch bis zum Ende seines Lebens wissenschaftlich tätig. Über sein Leben berichtet sehr einführend Helen Damico, *My Professor of Anglo-Saxon was Frederick Klaeber: Minnesota and*

Beyond, in: Paul E. Szarmach and Joel T. Rosenthal, *The Preservation and Transmission of Anglo-Saxon Culture* (Kalamazoo, Michigan, USA, 1997), 73-98.

Klaebers *Beowulf*-Ausgabe erschien 1922, also nur etwa ein Jahrzehnt, bevor er die Lehrtätigkeit in den USA beendete. Sie wurde rasch zum Standardwerk. Die 2. und die 3. Auflage erschienen in den Jahren 1928 und 1936. Schließlich wurde die 3. Auflage im Jahr 1950 mit einem umfassenden Supplement versehen und blieb in dieser Form ein halbes Jahrhundert lang die maßgebliche Edition des altenglischen Epos. Die Auflage aus dem Jahr 1950 umfasst CLXXXVII + 471 Seiten, also insgesamt 658 Seiten. Klaebers Leistung besteht darin, dass er enzyklopädisches Wissen im Rahmen eines Buches darzustellen verstand: Literarische Aspekte werden ebenso wie volkscundliche und mythologische Fragen eingehend behandelt, die linguistische Erfassung repräsentiert zuverlässig das Wissen des 20. Jahrhunderts.

Die hier anzuzeigende Neuauflage stellt eine vollständige Revision dar. Dabei wurde Klaebers Struktur des Buches beibehalten. Praktisch jede Zeile ist aber neu formuliert worden. Die Textgestaltung befolgt Klaebers Prinzipien und bringt lediglich dort Neuerungen, wo Revisionen angezeigt sind. Im Kommentar zu den einzelnen erklärungsbedürftigen Stellen wird in knapper Weise auf die relevante Literatur hingewiesen, das Augenmerk liegt offensichtlich auf möglichst rezenten Untersuchungen. An bisher ungelösten Stellen wird die Manuskriptlesart geboten, der Kommentar gibt Auskunft über die Vorschläge zur Erklärung, die im Laufe der Zeit unterbreitet wurden, eine Entscheidung wird aber nicht getroffen. Diese Behandlungsweise wird etwa bei Zeile 457 praktiziert. Die Handschrift liest folgendermaßen: *fore fyhtum þu wine min beowulf*. Die Alliteration des Verses wird durch die zweite Halbzeile auf *w-* (*wine*) festgelegt, freilich kehrt in der ersten Halbzeile, die metrisch ohnehin zu kurz ist, kein Wort mit anlautendem *w-* auf. Auf S. 144f. werden die verschiedenen Vorschläge zur Deutung der Stelle objektiv referiert, es wird aber eingeräumt, dass keiner der Vorschläge überzeugt, die Stelle kann im Augenblick nicht gelöst werden.

Das Werk kann ohne Zweifel als der Höhepunkt der *Beowulf*-Forschung in Buchform bezeichnet werden. Es sind alle Elemente von Klaebers Werk bewahrt, es wurde aber die Forschung von drei Generationen einbezogen. Wie bei jeder Veröffentlichung dieser Art waren Kompromisse erforderlich. Es musste etwa auf die für das 20. Jahrhundert maßgebliche Bibliographie von fast 60 Seiten verzichtet werden. Die auf S. CLXXXIX gegebene Begründung für dieses Verfahren ist einleuchtend: Einerseits hätte eine vergleichbare Auflistung von Literatur ungebührlich viel Raum eingenommen, andererseits können viele Werke dieser Art jetzt durch die elektronischen Hilfsmittel lokalisiert werden. Ein Verzeichnis der Literaturhinweise, die jeweils abgekürzt an den betreffenden Stellen eingebaut sind, füllt aber immer noch über 20 Seiten. Durch dieses insgesamt Platz sparende Verfahren ist das neue Werk nur etwa 60 Seiten stärker als die 3. Auflage aus dem Jahre 1950. Klaeber⁴ wird auf viele Jahre hinaus das unentbehrliche Forschungsinstrument für den *Beowulf* bleiben. Für den akademischen Unterricht kommen daneben in erster Linie die in den letzten Jahren erschienenen Ausgaben von George Jack (1994) und Bruce Mitchell – Fred C. Robinson (1998, ²2006) in Frage.

Richard-Strauß-Str. 48
D-85072 Eichstätt

Alfred Bammesberger

Rig-Veda. Das heilige Wissen. Erster und zweiter Liederkreis. Aus dem vedischen Sanskrit übersetzt und herausgegeben von Michael Witzel und Toshifumi Gotō unter Mitarbeit von Eijirō Dōyama und Mislav Ježić. Verlag der Weltreligionen im Insel Verlag, Frankfurt am Main und Leipzig 2007. ISBN 978-3-458-70001-2. Geb. 32,- €.

§1. Dieses Buch ist eine große, eine höchst erfreuliche Überraschung. Dem neugegründeten „Verlag der Weltreligionen“ im Insel Verlag haben einige „Suhrkamp-Auguren“ seinerzeit eine Neigung zur Esoterik, ihren angekündigten Bänden eine Ähnlichkeit mit Hausbibeln zugeschrieben.¹ Was wir nun in Händen halten, ist eine erstklassige Übersetzung mit einem reichen Kommentar, auf dem neuesten Forschungsstand; zwei ausgewiesene Meister der Vedistik, Indoiranistik und Indogermanistik, unterstützt von zwei kundigen Mitarbeitern,² haben dieses Werk geschaffen, das für Jahrzehnte zu den Grundlagen der Rigveda-Forschung gehören wird.

§1.1. Der vorliegende erste Band des auf vier Bände angelegten Unternehmens umfaßt den ersten und den zweiten Liederkreis der Ṛgveda-Saṁhitā; der neuen Übersetzung (S. 9-423) folgt ein ausführlicher Kommentar (S. 427-824), dem sich ein Glossar (S. 825-860) sowie ein Siglen- und Literaturverzeichnis anschließen (S. 861-878). Dankenswert ist ein Index, der zu den Übersetzungen und Anmerkungen in Renous verstreuten „Études védiques et pāṇinéennes“³ I-XVII hinführt (S. 879-882); einige Seiten zur Transliteration und zur Auflösung der Zeichen und Kürzeln beschließen den Band.

§1.2. Beginnen wir mit einer Probe der kommentierten Übersetzung, mit den einzelnen Strophen eines Liedes [in der Abfolge *A* (Text), *B* (Übersetzung im hier besprochenen Buch) und *C* (Kommentar)]; ich habe dafür RV 1,32 ausgewählt, jenes Lied, über das der große Hermann Oldenberg urteilt: „Selten erhebt sich die Dichtung des Ṛgveda zu solcher Wucht“.⁴

Daß die Saṁhitā in den vorliegenden zwei Büchern auch hinreißende Dichtung enthalten würde, war ja weniger zu erwarten; die auf große Poesie Wartenden sind eher auf den letzten Band zu verträsten, mit dem Lied des verzweifelten Spielers (RV 10,34), dem tiefsinnigen Gedicht über die Schöpfung (RV 10,129), der Liebestragödie von Purūravas und Urvaśī (RV 10,95) oder dem „kostbare[n] Bruchstück alter Erzählungskunst ... in dem Zwiegespräch von Yama und Yamī“,⁵ RV 10,10. Aber in der Schilderung von Indras Sieg über Vṛtra hat auch das erste Maṇḍala ein Gedicht von packender Schönheit.

§1.2.1. Hier also RV 1,32 mit den Einzelstrophen (~ *A*, *B*, *C* [s. §1.2]):

Ad *I.A.* *īndrasya nū vīryāṇi prā vocam̐ yāni cakāra prathamāni vajrī /*
āhann āhim ānv apās tatarḍa prā vakṣāṇā abhinat pārvatānām //

Ad *I.B.* Des Indra Heldentaten verkünde ich nun, die der Vajraträger als erste getan hat: Er erschlug den Drachen, er erbohrte die Gewässer; er spaltete die Weichen der Berge.

Ad *I.C.* Über die Schlag- und Wurfwaffe Vajra s. den Kommentar, S. 531, mit Lit.; über die Benennung des Vṛtra als ‚Schlange‘ (Thieme 1964, S. 26, 28 Anm. 1) oder ‚Drache‘ s. den Kommentar, S. 531f., mit vielen Überlegungen (ein „großes Reptil ... jedenfalls“, S. 531); wichtig auch S. 532 zu *vakṣāṇā*-

Ad *2.A.* *āhann āhim pārvate śīśriyāṇām tvāṣṭāsmāi vājraṁ svaryām tatakṣa /*
vāśrā iva dhenāvaḥ syāndamānā āñjaḥ samudrām āva jagmur āpaḥ //

¹ S. die lebendige Schilderung bei Aguigah 2007, S. 722.

² Über die Aufteilung der Übersetzungen in diesem Band s. S. 483.

³ In der Überschrift S. 879 fehlt das Längezeichen von *pā*^o (gegenüber dem Lit.-Verzeichnis S. 873).

⁴ Oldenberg 1894(+) [²1917, S. 135].

⁵ Winternitz 1909, S. 91.

Ad 2.B. Er erschlug den Drachen, der sich an den Berg gelagert hatte. Tvaṣṭar hatte ihm den lichten Vajra geschnitzt. Wie die blökenden Milchkühe (zu ihren Kälbern) eilen[,] liefen die Gewässer geradewegs zum Zusammenfluß (*samudrá*).

Ad 2.C. Gefällig war Thiemes (1964, S. 26) etymologisierende Übersetzung an Stelle des Names Tvaṣṭar: „[Gott] Gestalter“. – Über die verschiedenen Vorstellungen, die in *samudrá*- vereinigt sind, handelt der Kommentar S. 497 zu einer anderen Hymne (1,8,7), mit reicher Lit.

Ad 3.A. *vṛṣayāmāno 'vṛñīta sōmaṁ trikadrūkeṣv apibat sutāsya / ā sāyakam maghāvādatta vājram āhann enam prathamajām āhīnām //*

Ad 3.B. Sich wie ein Stier verhaltend, erwählte er sich den Soma; in den *trikadrūkas* trank er vom Ausgepreßten (Soma). Der Gabenreiche ergriff das Wurfgeschloß, den Vajra; er erschlug ihn, den Erstgeborenen der Drachen.

Ad 3.C. „Wie ein Stier“ ist eine glaubhafte Übersetzung; mit dem Zusatz „[geradeaus rasend]“ ansprechend Thieme 1964, S. 26. Das vieldiskutierte *trikadrūka*- (s. die Lit. in Mayrhofer 1992, S. 680) läßt unser Buch unübersetzt; ist Thiemes (1964, S. 26) „in Kufen aus dreifachem Holz“ zu gewagt? – Ein guter Kommentar wird zu *maghāvan*- gegeben (S. 533).

Ad 4.A. *yād indrāhan prathamajām āhīnām ān māyinām āmināḥ prōtā māyaḥ / āt sūryam janāyan dyām uśāsam tāditna sātruṁ nā kilā vivitse //*

Ad 4.B. Als du, Indra, den Erstgeborenen der Drachen erschlugst, und dann du sogar die Wunderkräfte der Wunderkräftigen mindertest, dann die Sonne entstehen ließ, den Himmel, die Morgenröte, da hast du seitdem ja keinen Feind (mehr) gefunden.

Ad 4.C. „Poetisch sehr komplexe Strophe“; der ausgezeichnete Kommentar (S. 533f.) befaßt sich vorwiegend mit der vieldiskutierten Frage, ob für *māyā*- hier von ‚Wunderkraft‘ oder ‚Trug, Täuschung‘ (der ‚Wunderkraft der Dämonen‘) auszugehen sei. Sehr gut (und auf neuerer Literatur fußend) handelt der Kommentar über das Nebeneinander der ‚beiden Mythen vom Drachenkampf und von der Sonnenbefreiung“ (S. 534).

Ad 5.A. *āhan vṛtrām vṛtratāraṁ vyāmsam indro vājrena mahatā vadhēna / skāndhāmsīva kūlīsenā vivṛkṣānīḥ śayata upapṛk pṛthivyāḥ //*

Ad 5.B. Er erschlug den Vṛtra, den größten Widerstand (*vṛtrā*-), den Schulterlosen, der Indra mit dem Vajra, seiner großen Schlagwaffe. Wie Baumstämme, die mit der Axt gespalten sind, soll der Drache (flach) als Anfüller (Begatter) der Erde daliegen.

Ad 5.C. Die Übersetzung unseres Buches ist vorsichtiger als etwa Thieme 1964, S. 26 und 28 Anm. 8, der *vṛtrā*- und *vṛtratāra*- als „Wall“ und „Überwall [der die Wasser einschloß]“ und *vyāmsa*- als „der seine Haube gespreizt hatte“ erklärte (im Kommentar des vorliegenden Buches nur [S. 534] ‚schulterlos‘ ... eine Bezeichnung der Kobra, die ‚ohne Schulter‘ ihre Haube beliebig spreizen kann“). – Für *upapṛk pṛthivyāḥ* wagte Thieme (1964, S. 27 und 28 Anm. 7) „Begatter der Erde“ (~ Kommentar S. 534).

Ad 6.A. *ayoddhēva durmāda ā hi juhve mahāvīrām tuvibādhām ṛjīśam / nātārīd āsya sāmṛtiṁ vadhānām sām rujānaḥ pipisa indrasātruḥ //*

Ad 6.B. Denn er (Vṛtra) hatte wie ein Nichtkämpfer in üblem Rausch den großen Helden, den mächtig bedrängenden, schnellen (?) herausgefordert. Er hat den Zusammenprall seiner (Indras) Waffen nicht ausgehalten; mit zerbrochener Nase ist er zerschmettert, er, dessen Feind Indra war.

Ad 6.C. Diese Übersetzung der Strophe 6 (S. 61) ist wohl, zusammen mit dem Kommentar S. 535, die bestmögliche. – Der einzige RV-Beleg von *ṛjīśa*- („schnell [?]“) verbleibt weiterhin in der bei Mayrhofer 1992, S. 252 referierten Problematik.

Ad 7.A. *apād ahasṭo aprtanyad indram āsya vājram ādhi sānu jaghāna / vṛṣṇo vādhriḥ pratimānam būbhūsan purutrā vṛtrō aśayad vrtrō aśayad vyāstaḥ //*

Ad 7.B. Handlos und fußlos kämpfte er gegen Indra. (Indra) hat ihm den Vajra auf den Rücken geschlagen. Der Kastrierte, der dem Stier (Indra) ein Maß sein wollte, der Vṛtra lag da, vielfach zerstückelt.

Ad 7.C. Strophe 7 bietet dem Übersetzer kaum Schwierigkeiten; schon Geldner 1951, S. 37 hat dafür einen nahezu gleichlautenden deutschen Text und benötigt keinen Kommentar. – Thiemes farbige Fassung „Der Ochse, der sich mit dem Stier messen wollte“ (1964, S. 27) bliebe sicherlich erlaubt.

Ad 8.A. *nadām ná bhinnám amuyá śáyānam máno rúhāṇā áti yanty āpaḥ // yās cid vṛtró mahinā paryátiṣṭhat tāsām áhiḥ patsutaḥśír babhūva //*.

Ad 8.B. Über ihn, der wie gespaltenes Rohr fernweg dalag, gehen die fahrenden Wasser des Manu hinweg, die Vṛtra mit seiner Größe umringt hatte, der Drache ist einer geworden, der zu deren (der Wasser) Füßen liegt.

Ad 8.C. „Geschnittenes Rohr“ für *nadā-* ist wohl mit Geldner 1951, S. 37, Thieme 1964, S. 27 u.a. – gegen Oldenbergs „röhrender [Stier]“, s. die Lit. in Mayrhofer 1996a, S. 7, 8, mit reicher Lit. – an dieser Stelle gegeben (Kommentar S. 535f.; dort S. 536 auch zu Thiemes etymologischer Übersetzung von *mānu-* als „Mensch“).

Ad 9.A. *ñicāvayā abhavad vṛtráputréndro asyā áva vādhar jabhāra / úttarā sūr ádharah putrá āsīd dānuḥ śaye sahāvatsā ná dhenūḥ //*.

Ad 9.B. Sie wurde zu einer von niedriger (Lebens)kraft, die Mutter des Vṛtra; Indra hat die Mordwaffe auf sie niedergeschlagen. Oben war die Erzeugerin, unten der Sohn (gelagert). Die Dānu liegt wie die Milchkuh mit ihrem Kalb.

Ad 9.C. Das Sterben von Vṛtras Mutter; ihr Name *dānu-* „Feuchtigkeit“ stammt „vielleicht aus der verbreiteten Vorstellung, daß Dämonen aus Blut bestehen“ (Kommentar S. 536, nach Thieme; zu Anderem s. die Lit. bei Mayrhofer 1992, S. 720). – Der Kommentar a.a.O. handelt auch treffend über *úttarā sūr ádharah putrá āsī-*, „ein Bild mit erotisch-obszönen Anklängen... Auch: Verkehrung des Bildes von der Geburt“.

Ad 10.A. *átiṣṭhanīnām aniveśanānām kāṣṭhānām mádhyenīhitam śárīram / vṛtrásya niṇyām ví caranty āpo dūrghām táma āśayad índrasatruḥ //*.

Ad 10.B. Inmitten der nicht (still)stehenden, nicht ruhenden Baumstämme ist sein Körper gesetzt. Die Wasser fließen über Vṛtras Verborgenes hinweg. In langes Dunkel legte sich hin, der den Indra zum Feind hatte.

Ad 10.C. Zu dieser Übersetzung wird ein besonders guter Kommentar (S. 536f.) gegeben (s. auch Thieme 1964, S. 29 Anm. 12); er rechtfertigt die so allgemein erscheinende Übersetzung von *v° niṇyā-* durch „V°s Verborgenes“. – Zu *dūrghām támas-* hätte man, neben vagen Hinweisen auf „ähnliche Beschreibungen im griechischen und mesopotamischen Mythos“ (S. 537), in diesem Werk hervorragender Indo-Iranisten auch gerne etwas über altavest. *darəgəm ... təmah-* (s. Mayrhofer 1992, S. 729) gelesen.

Ad 11.A. *dāsápatnīr áhigoṇā átiṣṭhan níruddhā āpaḥ paṇíneva gāvah / apām bilam ápihitam yád āsīd vṛtrám jaghanvām ápa tád vavāra //*.

Ad 11.B. Als Frauen des Dāsa, vom Drachen bewacht, standen sie da, die Wasser, eingesperrt wie die Kühe vom Paṇi. Den zugedeckten Ausfluß der Wasser hat er da aufgedeckt, nachdem er den Vṛtra erschlagen hatte.

Ad 11.C. Der Kommentar (S. 537) rechtfertigt das Fehlen einer Übersetzung von Dāsa (gegenüber „Fremdstämmige“ [Thieme 1964, S. 27], „aborigène“ [Renou 1969, S. 12], u.a.). – Er geht recht zuversichtlich auf die (mir weiterhin problematische, Mayrhofer 1996a, S. 70) Zusammenstellung von *paṇi-* und Πάπυο ein.

Ad 12.A. *áśvyo vāro abhavas tád indra sṛké yát tvā pratyáhan devá ékaḥ / ájayo gā ájayaḥ śūra sómam ávāsṛjah sártave saptá sindhūn //*.

Ad 12.B. Zu einem (Pferde)schweifhaar wurdest du da, Indra, da er (Vṛtra) gegen dich die beiden Zacken schlug, (Indra,) der einzige Gott, du ersiegtest die Kühe, du ersiegtest, o Held, den Soma, du ließt die sieben Ströme hinab, zum Loslaufen.

Ad 12.C. Der Kommentar bringt die nötigen Erwägungen über „Listen oder Zauberkünste des Indra“ (S. 537); s. auch Geldner 1951, S. 38 Anm. 12a, Thieme 1964, S. 29 Anm. 14.

Ad 13.A. *nāsmāi vidyūn ná tanyatūḥ siṣedha ná yām miham ákirad dhrādúnim ca / índras ca yád yuyudhāte áhis cotāparībhyo maghāvā ví jigve //*.

Ad 13.B. Nicht hielt ihm (dem Vṛtra) Blitz, nicht Donner, nicht Nebel und Hagel, den er ausstreute, (den Indra) fern. Als Indra und der Drache gekämpft haben, da hat der Gabenreiche auch für alle Zukunft gesiegt.

Ad 13.C. Die Problematik von *siṣedha* und *SEDH* ‚fernhalten‘ (Gotō 1987, S. 327 Anm. [793], Mayrhofer 1996a, S. 745f., mit weiterer Lit.) läßt diese Übersetzung der einfachen von Geldner (1951, S. 38) vorziehen. S. andererseits Kommentar S. 538.

Ad 14.A. *āher yātāraṃ kām apaśya indra hṛdī yāt te jaghnūso bhīr āgacchat / nāva ca yān navatīm ca srāvantiḥ śyenó ná bhūtó átaro rājāmsi //*.

Ad 14.B. Wen sahst du als Rächer des Drachen, o Indra, daß dir, der ihn erschlagen hat, Furcht ins Herz kam, als du über die neunundneunzig Ströme, wie ein erschreckter Raubvogel die Räume durcheiltest?

Ad 14.C. Ironisch-rhetorische Fragen; es kann keinen Rächer geben. „Ein ‚in Furcht geratener Falke‘ ist ein Unding“ (Thieme 1964, S. 29 Anm. 15); über die spätere vedische Tradition s. jedoch S. 538 des Kommentars.

Ad 15.A. *indro yātó 'vasitasya rājā sāmasya ca śṛṅgiṇo vājrabāhuḥ / séd u rājā kṣayati carṣaṇīnām arān ná nemīḥ pári tā babhūva /*

Ad 15.B. Indra ist König des Einherziehenden, des Rastenden, des Ungehörnten und Gehörnten, der den Vajra im Arm trägt. Er ja herrscht als König über die Völker, wie der Radkranz die Speichen, so umfaßt er das (alles).

Ad 15.C. Dieser letzte Vers hat kaum Kommentare gefordert. Er „verherrlicht“ Indra „als den König alles Lebendigen, insbesondere der Menschen“ (Thieme 1964, S. 26). Ein „Gedicht von packender Schönheit“ (oben §1.2) findet in dieser Strophe seinen würdigen Ausklang.

§2. Die hier gebotene Probe zeigt, daß der Text sorgfältig und zuverlässig übersetzt ist und daß die Übertragung auf aktueller Kenntnis der Fachliteratur beruht. Die „Probleme der Übersetzung“ werden zudem im vorliegenden Buch (S. 478ff.) gründlich erläutert, wobei besonders auf die Abweichung von der faktisch schon 1929 fertigen Übersetzung Geldners hinzuweisen war (S. 481); der Stellenkommentar ist selbstverständlich auch von den Vorgängern abhängig, mit dem so oft erstaunlichen frühen Benfey (1848) beginnend, über die beiden grundlegenden Arbeiten Grassmanns aus den 1870ern bis zu Geldner und anderen Kommentaren der Zeit vor und nach 1900, wobei die einsame Größe Oldenbergs hervorsteht (S. 482).

§2.1. Im Stellenkommentar (S. 484ff.) findet sich viel Beachtenswertes, auch zu Sprachwissenschaft und Etymologie (so S. 842f. zu *ṛṣi-* und *ṛtá-*, S. 850f. zu *vájra-* [mit Lit.]); zu RV 1,126,6 *yásu-* (~ Mayrhofer 1996a, S. 412) wird sogar ein bisher unbekannter Etymologie-Vorschlag aus Karl Hoffmanns Unterricht mitgeteilt („Ejakulation“, zu idg. **ṛeh₂-k*‘, lat. *iaciō*, S. 685). – Weniges wünschte man sich genauer ausgeführt, so über ved. *mīdhá-*.⁶ – Ein paar Irrtümer oder schiefe Angaben sind zu korrigieren.⁷

⁶ S. 590, 660, mit Verweis auf Gotō 2000, S. 147 Anm. 3 (mit Lit.); indo-iran. **mižd^ha-* sollte (mit Einschluß von hurrit.-akkad. *mišta*^o) angeführt werden (zuletzt Mayrhofer 2006 [2007] S. 86, mit Lit.).

⁷ So ist auf S. 484 die Bandzahl von KZ 2002 auf jeden Fall zu korrigieren, ob man sie nun als „II“ oder „11“ lesen mag; richtig ist „KZ (~ HS) 115 (2002)“. – Statt S. 490 „... wie König Xerxes sagt“ wäre richtiger „wie König Dareios sagt (DNb 42-43) und sein Sohn Xerxes in einer Art ‚Fürstenspiegel‘ wörtlich wiederholt“ (XP1 47-48; vgl. Mayrhofer 1996, S. 402 und Anm. 8, mit Lit.). – Irrig sind die Jahresangaben „1992, 1996, 2001“ für mein „Kurzgefaßtes ... Wörterbuch“, S. 871; S. 874o. statt „Max Kümmel“ recte „Martin K.“. – Zum Glossar: „ionisch-griechisch *indu-*“, (S. 846) ist eine unglückliche Formulierung. – S. 858 „Prathisch“, recte Parthisch.

§2.2. Dankbar belehrt fühlt man sich auch durch den allgemeinen Kommentar, S. 425ff.: zur afghanisch-panjabischen Heimat des RV (S. 429), zu seiner Einordnung als bronzezeitlicher Text (S. 429u.), der jünger ist als die Mittanni-Texte (1450 v.Chr.). Daß die Sammlung nur etwa fünf Generationen umfaßt, wird S. 430 dargelegt; die Seiten 433ff. teilen Wichtiges zu den Siedlungsformen und zu der durch Viehzüchter-Raubzüge (auch untereinander) geprägten Gesellschaft mit.

Gliederung und Charakter des RV, das Verhältnis von Sprache und Dichtern werden S. 441ff. behandelt; über indogermanische, indoiranische und vedische Poetik ist S. 447ff. die Rede – „komplizierte, ausgeformte Dichtung“ bietet der RV nach unserem heute erreichten Verständnis (s. S. 449). An dieser Stelle wären künftighin noch die wichtigen Erkenntnisse von Alberto Cantera (2004) einzubeziehen (s. meine Hinweise in HS 118 [2005] 311f.).

Weitere Teile des allgemeinen Kommentars behandeln die vedische Metrik (S. 449), Gottheiten und Mythologie (S. 452ff.), ferner die Wissenschaftsgeschichte, vor allem auch die Rezeption im Westen, die erst mit Colebrooke (1805) wirklich einsetzt (S. 471ff.). Dazu sollte Ernst Windisch' wundervolles Buch (1917) nicht in der Lit.-Liste fehlen – in der man sonst wenig vermißt, jedoch z.B. Schmitt 1967 (im Glossar [S. 839] genannt).

§2.3. Zu den Freuden, die dieses Buch bereitet, gehört auch der Bildteil (nach S. 800). Ich greife wenig heraus: die „[2.] Landkarte Ausschnitt vedisches Indien“ (mit Stämmen wie den Bhalāna; den sieben Indus-Zuflüssen); das Foto [5.] eines Opferherrn; der [9.] Opferlöffel (*sruc-*); schließlich ([13.]) die ehrfurchtgebietenden Züge des wohl Tiefsten der Vedisten: Hermann Oldenberg.

Literatur

- Aguigah, R. (2007): Alte Füchse, neue Marken. *Literaturen* 10/2007, S. 68-72.
- Cantera, A. (2004): *Studien zur Pahlavi-Übersetzung des Avesta*. Wiesbaden 2004.
- Geldner, K.F. (1951): *Der Rig-Veda. Aus dem Sanskrit ins Deutsche übersetzt und mit einem laufenden Kommentar versehen*. Teil I – II. Cambridge (Massachusetts) u.a. 1951.
- Gotō, T. (1987): *Die "I. Präsensklasse" im Vedischen. Untersuchung der vollstufigen thematischen Wurzelpräsentia*. Wien 1987.
- Gotō, T. (2000): Vasiṣṭha und Varuṇa in RV VII 88 – Priesteramt des Vasiṣṭha und Suche nach seinem indoiranischen Hintergrund. In: *Indoarisch, Iranisch und die Indogermanistik*, Arbeitstagung der Indogermanischen Gesellschaft ... 1979 in Erlangen (Wiesbaden 2000) S. 147-161.
- Mayrhofer, M. (1992): *Etymologisches Wörterbuch des Altindoarischen*. I. Band. Heidelberg 1992.
- Mayrhofer, M. (1996): *Ausgewählte Kleine Schriften*. Band II. Wiesbaden 1996.
- Mayrhofer, M. (1996a): *Etymologisches Wörterbuch des Altindoarischen*. II. Band. Heidelberg 1996.
- Mayrhofer, M. (2006 [2007]): Eine Nachlese zu den indo-arischen Sprachresten des Mittanni-Bereichs. *Anzeiger der phil.-hist. Klasse der Österreichischen Akademie der Wissenschaften* 111 (2006 [2007]) S. 83-101.
- Oldenberg, H. (1894 +): *Die Religion des Veda*. Stuttgart 1894 (²1917 u.a.; zuletzt Darmstadt 1970, Essen 1983).
- Renou, L. (1969): *Études védiques et pāṇinéennes*, t. 17. Paris 1969.
- Schmitt, R. (1967): *Dichtung und Dichtersprache in indogermanischer Zeit*. Wiesbaden 1967.
- Thieme, P. (1964): *Gedichte aus dem Rig-Veda. Aus dem Sanskrit übertragen und erläutert*. Stuttgart 1964.

- Windisch, E. (1917): *Geschichte der Sanskrit-Philologie und indischen Altertumskunde*. Strassburg 1917.
 Winternitz, M. (1909): *Geschichte der indischen Litteratur*. Erster Band, zweite Ausgabe. Leipzig 1909.

Bauernfeldgasse 9/2/6
 A-1190 Wien

Manfred Mayrhofer

Robert Oberheid: *Emil O. Forrer und die Anfänge der Hethitologie. Eine wissenschaftshistorische Biografie*. Berlin/New York: Walter de Gruyter, 2007, XVII, 457 S., 1 Karte, 1 CD-ROM. ISBN 978-3-11-019434-0. Geb. 118,- €.

Einer der Hethitologen der „ersten Stunde“ war der Schweizer Emil O. Forrer – hinter dem O. verbirgt sich der Name des aus Caesar bekannten Helvetiers Orgetorix (oder „Orcitirix“, wie Forrer selbst nach einer numismatisch bezeugten Variante schrieb) –, ein Sohn des in Straßburg wirkenden Archäologen und Prähistorikers Robert Forrer. Er war am 18. Februar 1894 in Straßburg geboren und studierte ab 1912 Alte Geschichte und Altorientalistik zuerst in seiner Heimatstadt und dann, angezogen durch Friedrich Delitzsch und Eduard Meyer, der sein Hauptförderer werden sollte, in Berlin, wo 1917 die Promotion erfolgte. Die auf umfassender Quellenkenntnis fußende Dissertation über „Die Provinzeinteilung des assyrischen Reiches“ (Leipzig 1920) läßt schon erkennen, daß die historische Geographie sein bevorzugtes Arbeitsgebiet war. Zur Hethitologie kam Forrer, als die Vorderasiatische Abteilung der Berliner Museen Bearbeiter für die hethitischen Texte aus Boğazköy suchte, was durchaus die Aussicht auf spektakuläre Erfolge eröffnete. Forrer hat sich mit diesem Textmaterial jahrelang intensiv vertraut gemacht und dazu beigetragen, daß Berlin seinerzeit „das“ Zentrum der hethitologischen Forschung wurde.

Er hat diese Texte 1917–1919 praktisch alle gelesen und verzettelt, und er hat sich dabei mehr um ihre philologisch-historische Aufarbeitung in Form von Texteditionen als um die sprachliche Erschließung bemüht (zumal da er sich selbst, nach einem Brief an seinen Mentor Eduard Meyer von 1920, nicht als „Linguist“ sah; vgl. 61). In dem Aufsatz „Die Inschriften und Sprachen des Hatti-Reiches“ (ZDMG 76, 1922, 174–269) sind beide Aspekte miteinander verknüpft, so wie zuvor schon in seinem hethitologischen Erstling „Die acht Sprachen der Boghazköi-Inschriften“ (SPAW 1919 [1920], 1029–1048). Während seine Zeichenliste der hethitischen Keilschrifttexte von 1922 (Boghazköi-Texte in Umschrift. I: Einleitung, Leipzig 1922) noch auf Jahrzehnte hinaus eine nicht ersetzte Forschungsgrundlage bildete und Forrer durchaus auch viele wichtige und richtige Erkenntnisse über die anderen in Boğazköy bezeugten Sprachen beisteuerte¹, ist er weithin doch mehr durch seine oft weit ausgreifenden Spekulationen im Gedächtnis geblieben. So geht die Indo-Hittite-Theorie auf eine Idee Forrers zurück, der Urindogermanisch, Hethitisch und Luwisch als „Schwestersprachen“ auf eine Stufe

¹ So hat Forrer als erster die beiden hethitischen Konjugationen auf *-mi* und *-hi* auseinandergelassen und sich um die Feststellung der Lautwerte der Zeichen und überhaupt des hethitischen Lautsystems bemüht. Mehr intuitiv hat er die ersten Schritte bei der Erschließung und sprachlichen Charakterisierung vor allem des Luwischen und des Hattischen getan, und er hat bereits 1920 (wenn auch ohne wirkliche Beweisführung) die Sprache der sog. 'hethitischen Hieroglyphen' als Luwisch bestimmt und später deren Entzifferung entscheidend gefördert.

gestellt (MDOG 61, 1921, 26), daran dann aber noch ganz abstruse Weiterungen zur sprachlichen Vorgeschichte Eurasiens geknüpft hat.

Noch mehr Staub hat seinerzeit aber die Aḥḥijawa- oder Griechen-Frage aufgewirbelt (vgl. unten), die Frage der Nennung von Griechen (Achaiern) in den hethitischen Texten, die in dem nach den neueren Ausgrabungen Manfred Korfmanns wieder aufgelebten Streit um Troia erneut akut geworden ist. Hauptsächlich die Kontroverse, die sich in den 1920er und 1930er Jahren hieran entzündete, aber auch andere Irrwege, die er einschlug, kosteten Forrer seine akademische Karriere. Als er im Sommer 1945 die letzte Hoffnung schwinden und keine Perspektive für eine gesicherte Zukunft mehr sah, verließ er Deutschland mit einem Transport für „displaced persons“ in Richtung Zürich. Wenige Jahre später kehrte er Europa ganz den Rücken und suchte sich schließlich in El Salvador eine neue Existenz aufzubauen, wo er am 10. Januar 1986 gestorben ist.

Forrer selbst hat, wie aus einem Brief an Piero Meriggi von 1938 hervorgeht (vgl. 136), Ferdinand Sommer die Absicht unterstellt, ihm „jedes Vorwärtskommen in Deutschland sabotiert“ zu haben. Dies hat Oswald Szemerényi bei seinem Versuch einer „Ehrenrettung“ Forrers (so Szemerényi selbst S. 272) thematisiert: „Hounded out of Academe ...: The sad fate of a genius“ (in: *Studi di storia e di filologia anatolica dedicati a Giovanni Pugliese Carratelli*, Firenze 1988, 257–294). Daß man dergleichen aber in dieser Form nicht sagen kann – Szemerényi hatte nach den Gründen dafür gefragt und auf mögliche Aussagen von Augenzeugen gehofft, da er selbst über Mutmaßungen nicht hinauskam (286 f.) –, zeigt nun in dem vorliegenden Buch² Robert Oberheid, der vor Forrers Schwächen nicht die Augen verschließt und Positiva und Negativa genauer abzuwägen versucht. Dafür steht ihm in reichstem Maße Material aus Forrers Nachlaß zur Verfügung, das die Berliner Jahre 1916–1945 betrifft und ebenso Licht auf Forrers Person und Charakter und seine Lebensumstände wirft wie auf die Herausbildung und Entwicklung der Hethitologie. Diese von O. mit großem Aufwand zusammengetragenen, ausgewerteten und hier publizierten Dokumente (Hunderte von Briefen, Akten, Manuskripten, Lebensläufen usw.), die in Familienbesitz in der Schweiz noch vorhanden sind – eine Auswahl findet sich in digitalisierter Form auch auf der dem Buch beiliegenden CD-ROM –, sind höchst interessant und ermöglichen jetzt ein abgewogeneres Urteil.

Forrer war zweifellos ein ungemein fleißiger, arbeitswütiger Forscher mit genialischen Zügen, der oft großen Ideen nachjagte, die eine Vielzahl von Problemen mit einem Schlag lösen konnten³. Dieser Zug war aber nicht gepaart mit der nötigen Selbstkritik, denn was für Forrer in erster Linie verhängnisvoll geworden ist, war die allzustark zur Schau gestellte Selbsteinschätzung des „verkannten Genies“, das auch auf wohlgemeinten Rat von erfahrenen Älteren oft nicht hörte. Und hier ist auch der eigentliche Anlaß für das völlig zerrüttete Verhältnis zu Ferdinand Sommer zu suchen, da die beiden beim 1. Deutschen Orientalistentag 1921 in Leipzig sozusagen frontal aufeinanderprallten, als das „respektlose Doktorlein“ Forrer coram publico die keilschriftphilologische Kompetenz Sommers anzweifelte (wofür jetzt eine briefliche Schilderung von Forrer selbst vorliegt; vgl. 72 f.). Manch einer der Zeitgenossen, die ihn kannten, hat Forrers Person sehr wohl durchschaut. So charakterisierte der ihm durchaus wohlgesonnene (bei O. nicht namentlich genannte) Dekan der Philosophischen Fakultät der Berliner Universität im Frühjahr 1938 Forrer treffend als einen Forscher, „der es zu-

² Ihm ist schon eine biographische Skizze über Forrer in *AoF* 30, 2003, 269–280 vorausgegangen. Vgl. ferner den Nachruf von H. G. Güterbock, *AfO* 33, 1986, 309–311.

³ In den Kriegsjahren trug Forrer sich mit dem Plan eines Buches über die „Indogermanisierung des Alten Orients“ und die Genese eines „indogermanischen Weltreiches“; seine wirren Phantastereien hierzu skizziert ein Brief an Wilhelm Brandenstein (295 f.).

weilen an der wünschenswerten Selbstkritik und Vorsicht fehlen läßt und der sich dann vergaloppiert. Aber er hat doch einen Namen und Verdienste“ (233).

Forrer hätte auch durchaus die Chance gehabt, in den USA Fuß zu fassen (wo er für 1929–1932 die Stelle eines Associate Professor am Oriental Institute in Chicago angeboten erhielt und 1933/34 eine Gastprofessur in Baltimore wahrnahm), wenn er dort maßgebende Leute wie James H. Breasted, den Direktor des Oriental Institute, nicht durch seine Eigenmächtigkeiten verprellt hätte. Auch seine in diesem Buch ausführlich besprochenen und dokumentierten Bemühungen in den Jahren 1933–1945, in Deutschland (primär Berlin) eine Professur oder jedenfalls auf Dauer eine angemessene Stellung zu erhalten, werfen manchen dunklen Schatten auf Forrers Charakterbild.

Die Verfolgung Forrers durch Sommer usw. – Szemerényi hat hier auf S. 285 in der Tat das Wort „persecuted“ gebraucht – ist, wie gesagt, besonders eng verbunden mit der Aḫḫijawa-Frage. Forrer war im Zusammenhang mit seinen Arbeiten über die Geographie des Hethiterreiches und die Lokalisierung der in den hethitischen Texten namentlich genannten Orte und Länder auf den Landesnamen *Aḫḫija(wa)* gestoßen und hatte 1921 erstmals behauptet, dieser sei mit dem Namen der Achaier (griech. Ἀχαιοί) gleichzusetzen. Vor allem in den Aufsätzen „Vorhomerische Griechen in den Keilschrifttexten von Boghazköi“ (MDOG 63, 1924, 1–22) und „Die Griechen in den Boghazköi-Texten“ (OLZ 27, 1924, 113–118) hat er die These aufgestellt, *Aḫḫijawa*, für ihn das griechische Festland, sei im 14./13. Jahrhundert eine dem Hethiterreich gleichrangige Macht gewesen, die auch nach Kleinasien hinüber ausgegriffen habe. Dies sah er auch durch weitere Namengleichungen bestätigt, von denen insbesondere die Personennamen *Tawagalawa* = griech. Ἐτεοκλῆς < Ἐτεοκλέης und *Alakšanduš* = Ἀλέξανδρος sowie die Ortsnamen *Wiluša* = homer. Ἴλιος und *Taruiša* = Τροίη auch in weiteren Kreisen einige Bekanntheit erlangten.

Diese Diskussion, die vor dem Zweiten Weltkrieg an einem toten Punkt angekommen war, ist dann durch die Entzifferung der Linear B-Schrift, die Erschließung des Mykenischen und den daraus resultierenden anderen Blick auf die Frühgeschichte Griechenlands wieder aktuell geworden. Dazu haben nicht zuletzt einige neue Namenszeugnisse beigetragen wie das Patronymikon *e-te-wo-ke-re-we-i-jo* *Ἐτεφοκλερέϊος PY An 654, 8 f.; Aq 64, 15; der Frauenname *a-re-ka-sa-da-ra(-qe)* = Ἀλεξάνδρᾱ MY V 659, 2 (zu Ἀλέξανδρος) oder das Toponym *a-ka-wi-ja(-de)* = kret. *Ἀχαϊῖᾱ KN C 914.B (das aber eher einen kretischen Ort als ein Land oder eine Landschaft bezeichnet). Insgesamt ist in diesen Fragen zwar auch heute noch keine endgültige Sicherheit erreicht – ich verweise nur auf die resümierenden Beiträge von Susanne Heinhold-Krahmer⁴ –, aber in allen Fällen besteht nach wie vor die Möglichkeit der geographischen und/oder onomastischen Identifizierung. Und daß das Land *Aḫḫijawa* außerhalb Kleinasiens, im Meer oder jenseits davon gelegen hat, wird durch einen neu hinzugekommenen Text (KUB 56, 15) schon fast zur Gewißheit, ohne daß damit aber bereits etwas über dessen Größe und Bedeutung gesagt wäre.

Von ganz besonderem Interesse ist der Beleg für den Namen *a-re-ka-sa-da-ra* = Ἀλεξάνδρᾱ, durch den Sommers These erschüttert wird, daß die Namen auf -ανδρος/-άνδρη nicht alt sind und -ανδρος „nur bei Nichtgriechen auftritt“ (so in: *Aḫḫijawāfrage und Sprachwissenschaft*, München 1934, 31). Aber dieses mykenische Zeugnis ändert natürlich nichts daran, daß es sich bei homer. Ἀλέξανδρος (= Πάρις, dem Entführer der Helena) um einen nur an an einen griechischen Namen angeglichenen Fremdnamen (*Alakšanduš*) handeln kann.

⁴ „Aḫḫiyawa – Land der homerischen Achäer im Krieg mit Wiluša?“, in: *Der neue Streit um Troia: Eine Bilanz*, hrsg. von Christoph Ulf (München 2003), 193–214 und „Zur Gleichsetzung der Namen Ilios–Wiluša und Troia–Taruiša“, ebd. 146–168 (samt der sprachwissenschaftlichen Nachbetrachtung von Ivo Hajnal, ebd. 169–173).

Oberheid hat dem Band ein Schriftenverzeichnis Forrers (411–419) sowie eine Liste seiner Berliner Vorlesungen (421–424) beigegeben. Die Auswahlbibliographie (427–435) ist leider recht lückenhaft, wie überhaupt auf manchen Titel (z. B. auf den Szemerényi-Aufsatz schon im Vorwort [V]) ohne genaue Quellenangabe Bezug genommen wird. Hilfreich sind, als erste Information insbesondere für Fernerstehende, die Biographien der in dem Buch genannten Mitforscher (349–410), die jedoch manche Ungenauigkeit enthalten und auch nicht frei sind von Widersprüchlichkeiten und veritablen Fehlern. Nicht nur enttäuschend, sondern wirklich eine Zumutung für den Leser sind die Indices (443–457). Überhaupt läßt dieses Buch in formaler Hinsicht (mit zahllosen Druckfehlern, fehlenden Satzzeichen usw. usf.) und im Sprachlichen (mit ungrammatischen Sätzen praktisch auf jeder Seite) viel zu wünschen übrig. Offenbar hat nämlich weder der Autor (der die Druckvorlage wohl erstellt hat) den Text selbst sorgfältig überprüft und durchkorrigiert noch ein Verlagsmitarbeiter ein Auge darauf gehabt und die vielen Fehler bemerkt. Und sie finden sich allenthalben auch in Zitaten und in den Transkripten des Forrerschen Materials, so daß man auch derartigen Angaben (die doch das Interessanteste an dem Buch sind) nicht unbesehen trauen darf.

Hafenstraße 1 B
D-24235 Laboe

Rüdiger Schmitt